

„Wie kann es sein, dass?“

„Wenn Henning Mankell ein Buch schreibt, ein Filmmanuskript oder ein Theaterstück ist das seine erste Frage und Motivation: „Wie kann es sein, dass?“

Wie bei jedem Autor ist auch bei Mankell die Grenze zwischen Realität und Fiktion – dem, wie er sagt, „was hätte sein können“ – fließend. Ganz und gar real ist der politische Mankell, der Sohn eines alleinerziehenden Richters, der Weltbürger mit der großen Liebe zum afrikanischen Kontinent. Ganz klar bezieht er Stellung gegen jede Form von Rassendiskriminierung und bleibt dabei immer ambivalent. Wenn man so will, ist Mankell ein emotionaler Realist mit der Gabe tief zu empfinden, ohne sich in eben diesen Empfindungen zu verlieren.

Während des afrikanischen Bürgerkrieges traf Henning Mankell auf einem Feldweg im Norden von Mosambik einen zerlumpten, abgemagerten Jungen. Als er auf dessen Füße blickte, sah Mankell, dass er sich mit Erdfarben Schuhe aufgemalt hatte. „Wie stark sind doch Wille und Kraft des Menschen, wenn es darum geht, seine Würde zu verteidigen.“, schrieb der Autor tief bewegt nach dieser Begegnung.

Den namenlosen Jungen nennt er bis heute seinen „wichtigsten Leser“. Vielleicht hat er an ihn gedacht, als er das Theaterstück „Miles oder die Pendeluhr aus Montreux“ schrieb; die Hommage an den begnadeten Jazzmusiker Miles Davis.

Miles Davis war schwarz.

Wie kann es sein, dass Menschen sich über andere Menschen wegen deren Hautfarbe erheben?

Wie kann es sein, dass jetzt und hier und heute im amerikanischen Ferguson ein Teenager umgebracht wird – wegen seiner Hautfarbe?

Wie kann es sein, dass Martin Luther King's March on Washington nie geendet hat?

Miles Davis hat, obwohl in begüterten Verhältnissen aufgewachsen, zeitlebens unter den perfiden Auswüchsen der Rassendiskriminierung gelitten. Bis hin zum Tod seines Vaters, der starb, während er auf einen Krankenwagen für Schwarze wartete.

„Motherfuckers“ nannte Davis die weißen US-Amerikaner darum voller Hass, ein Hass, den er nur durch seine Musik zu kanalisieren vermochte.

Die menschliche Wertschätzung, die Miles Davis so schmerzlich in seiner Heimat vermisste, erlebte er in Europa und das nicht nur durch seine innige Beziehung zu Juliette Greco. Die USA hat er aus Verbundenheit zu seiner Familie trotzdem nicht verlassen. Seine unverhohlenen Verbalinjurien, die Drogensucht und so offenkundig zur Schau getragene Arroganz sind darum nichts anderes als Reflektionen der tiefgreifenden Verletzungen einer hochsensiblen Seele. Die mit Macht darum kämpfte, ihre Würde nicht zu verlieren.

Henning Mankell hat tatsächlich den norwegischen Chauffeur von Miles Davis getroffen. Die Figur seines Freundes Steinar, des Schrotthändlers und heutigen Protagonisten, ist hingegen fiktiv, aber sie hätte ohne Zweifel „sein können“. Ganz bewusst hat Mankell den Gegenentwurf eines Intellektuellen gewählt, um dem Menschen und Künstler Miles Davis zu begegnen.

Weil es eben nicht darum geht, vordergründiges Verhalten zu bewerten.

Es geht darum zu spüren, wie unerträglich es ist, wenn Menschen diskriminiert werden.

Es geht darum zu erahnen, dass Miles Davis zu dem Menschen wurde, den andere aus ihm gemacht haben.

Es geht um die Seele eines Künstlers.

Jetzt. Und hier. Und heute.

Meine Damen und Herren, erleben Sie Roland Eugen Beiküfner, Manolo Oestreicher und Felix Gerhard in einer Inszenierung von Friederike Pöhlmann-Grießinger, „**Miles oder die Pendeluhr aus Montreux**“.“

Susanne Voss, Journalistin